

Prolog

Es war einmal ein enges, schier endlos langes Flußtal, eingezwängt zwischen zwei verschneiten Gebirgsketten, bedeckt von dichtem Wald

...

Die tiefstehende Sonne ließ die Bergspitzen rot aufglühen, während der Himmel sich in ein farbenprächtiges Kleid mit purpurnen Spitzen hüllte. Doch weder dem Mann noch der Frau, die schweigend am sandigen Flußufer nebeneinander hergingen, stand der Sinn nach Naturschauspielen.

Die graubraune Lederkleidung des Mannes, seine kurzgeschorenen Haare und die schwielen Hände wiesen ihn als Handwerker aus. Er hatte einen zerschissenen Sack über die Schulter geworfen und hielt ein Scharfschwert in der Hand, mit dem er gelegentlich ins Unterholz schlug, um den Weg von Ästen zu befreien.

Das hüftlange, leuchtend rot gefärbte Haar der Frau war zu einem dicken Zopf geflochten. Ihr hellblaues mitrillbesticktes Kleid mochte kostbar sein, war jedoch für einen Marsch durch den Wald denkbar ungeeignet, und ihre zartweißen Handflächen verrietten, daß sie keine schwere Arbeit kannte.

Als die Sonne unendlich langsam zwischen den Bergen untertauchte, blieb der Himmel noch lange rot, während das Tal und der Wald bereits in graues Zwielicht fielen.

„Wulf, es wird dunkel“, sagte die Frau.

„Ich weiß“, gab der Angesprochene unwirsch zurück und zog das Tempo an.

„Warte doch“, keuchte sie, „nicht so schnell!“

„Was beschwerst du dich? Ich habe dir angeboten, deinen Rock zu kürzen!“

„Und ich bin es leid, dir zu versichern, daß mich das auch nicht flinker macht. Was bist du so unruhig? Wenn die Garde uns in drei Tagen nicht einholen konnte, wird sie es jetzt kaum noch tun.“

Wulf schüttelte den Kopf. „Drei Tage sind nichts. Wir hatten mindestens einen Tag Vorsprung.“

Ihr Mund verzog sich zu einem bitteren Lächeln. „Wahrscheinlich sind sie uns gar nicht hinterhergekommen.“

„Hyld, bitte! Wenn du deinem Vater wirklich so egal wärst, hätte er es einfacher haben können, wenn er unserer Verbindung zugestimmt hätte.“

Sie kniff die Lippen zusammen und folgte ihm eine Weile schweigend.

„Es wird dunkel“, wiederholte sie schließlich.

Diesmal blieb Wulf stehen. „Das wird es in der Tat. – Laß uns Feuerholz sammeln.“

Eine halbe Stunde später hatten sie genug Zweige zusammengetragen, um das Feuer die ganze Nacht hindurch brennen zu lassen. Wulf holte das Werkzeug zum Feuermachen aus seinem Bündel. Bevor er sich jedoch daran machte, es zu benutzen,

nahm er sich die Zeit, Hyld im schwindenden Tageslicht genau anzusehen.

„Was starrst du mich so an?“ fragte diese gereizt.

„Verzeih mir. Ich vergesse manchmal, wie glücklich ich darüber bin, mit dir für immer zusammen zu sein. Und jetzt ist gerade der Augenblick, da ich mir dies ins Gedächtnis rufe.“

Ihre trotzig Miene wich einem Lächeln, dann küßten sich die beiden. Lange und immer wieder. Und immer leidenschaftlicher.

Wulf begann, Hylds Knöpfe an der Brust zu öffnen, ehe sie seine Hand festhielt.

„Das Feuer“, sagte sie nur.

Er nickte. „Ja, das Feuer.“

Während er mühevoll die Spindel mit dem Bogen antrieb, nahm Hyld einen Spiegel in die Hand und betrachtete ihr Gesicht.

„Diese häßlichen braunen Punkte werden immer mehr und immer dunkler“, fand sie.

Wulf lächelte. „Sonnenschecken sind nicht häßlich. Es sagen manche sogar, ein Gesicht ohne Schecken sei wie ein Himmel ohne Sterne.“

„Das sagst du nur, um mich nicht zu verstimmen! – Hoffentlich verschwinden sie wieder, wenn wir nicht mehr den ganzen Tag der Sonne ausgesetzt sind.“

„Ach, Hyld ...“ Er lachte leise. Allmählich bildete sich Glut unter der Spindel.

Dann sah er die Lichter, und seine Augen weiteten sich vor Entsetzen.

Hyld verstand nicht sofort, warum, doch als sie seinem starren Blick folgte, wurde es ihr klar: Die Garde hatte sie eingeholt! In einigen hundert Schritten Entfernung, doch schnell näherkommend, waren ihre gelb glimmenden Leuchtstäbe in der Dämmerung gut zu erkennen.

Hastig stopfte Wulf das Gerät zum Feuermachen in seinen Sack zurück. „Wir hatten Glück, daß unser Feuer noch nicht brannte“, keuchte er. „Sie haben uns nicht gesehen. – Komm!“ Er griff ihre Hand und zog sie mit sich.

Nach kaum fünfzig Schritten blieb Wulf abrupt stehen. Noch bevor Hyld etwas sagen konnte, sah sie bereits das Messer in seiner Hand blitzen.

„Was hast du vor?“

„Du bist zu langsam!“ zischte er. Dann griff er sich ihren Rock und begann, ihn oberhalb der Knie abzuschneiden.

Der Schreck saß Hyld noch in den Gliedern, darum leistete sie keinen Widerstand, obgleich ihr Wulfs Tun nicht gefiel. Das Kleid selbst war ihr nicht wichtig, ebenso die neuhundert Münzen, die es gekostet hatte, aber ihre Beine waren ab jetzt ungeschützt. Das Unterholz würde ihre Schenkel blutig kratzen, Käfer und Zecken sich festsaugen.

„Wulf ...“ Sie merkte, daß die Aufregung ihre Stimme brüchig werden ließ und beeilte sich mit ihren Worten. „Wir können doch nicht bei Nacht durch den Wald laufen!“

„Oh doch!“, sagte er hart. „Die Dunkelheit wird uns

schützen.“

Hyld schüttelte stumm den Kopf. Ihre Beine fühlten sich inzwischen ungewohnt leicht an – und kalt.

„Wulf, ich will nicht sterben! Wenn wir kein Feuer ...“

„Niemand wird sterben!“ Wulf ließ den abgeschnittenen, hellblauen Stoff in seinem Sack verschwinden.

„Ich kann mit diesem Schwert umgehen und werde dich beschützen!“

Erneut nahm er ihre Hand – und dann liefen sie.

Die Lichter der Garde blieben zurück, waren bald nicht mehr zu sehen.

Der kleine bläuliche Mond stieg langsam über die Bergspitzen. Das Himmelsrot war schwarz geworden; übersät mit Sternen, die zum Teil Wolken und an einer Stelle ein riesiges Spiralmuster am Firmament bildeten. Unweigerlich mußte Hyld an den Vergleich zu ihrem Gesicht denken und lächelte. Dann stolperte sie und fiel vornüber auf Hände und Knie.

„Was ist passiert?“ fragte Wulf, während er ihr wieder auf die Beine half.

„Ich sehe nicht mehr, wohin ich trete“, keuchte sie. Ihre Handflächen brannten wie Feuer.

„Noch hundert Schritte, dann hole ich den Leuchstab heraus“, versprach er.

Doch wenig später stolperte Hyld erneut. Diesmal stürzte sie nicht, spürte nur ein Knacken im Fußgelenk und gleich darauf einen stechenden Schmerz.

Sie biß die Zähne zusammen, sog scharf die Luft ein und blieb stehen. Wulf versuchte zunächst, sie weiterzuzerren, dann blickte er sie fragend an.

Sie sagte nichts, hielt sich den Knöchel. Der Schmerz war erträglich, solange sie das Bein nicht bewegte und die Luft anhielt.

„Sag doch was!“ forderte Wulf. „Hast du dich verletzt?“

Hyld versuchte, aufzutreten, und ließ sich gleich darauf mit einem Aufschrei zu Boden fallen. Ihr war, als stecke ein Nagel in ihrem Knochen.

„Ich kann nicht mehr gehen!“ stieß sie hervor. „Es tut so weh!“

Wulf schüttelte den Kopf. „Nein! Wir müssen weiter! Die andere Stadt kann nicht mehr weit sein, wir müssen ... ich ...“

„Du sturer Dummkopf!“ schrie sie. „Sieh mich doch an! Es ist aus mit mir!“ Dann begann sie zu schluchzen. „Es tut mir so leid!“

Er ließ sich auf die Knie fallen und griff nach ihrem Bein. Sie heulte auf.

„Du tust mir weh!“

„Ich will nur sehen, ob ... Verflucht, es ist zu dunkel hier!“

Hyld wimmerte, als Wulf ihren Fuß zu bewegen versuchte.

„Nein, das will ich nicht glauben“, murmelte er, während er eine eigroße Beule über dem Gelenk ertastete.

„Wir sind schon so weit gekommen, und jetzt ...“

Wulf ballte die Hände zu Fäusten. Es schien beinahe,

als würden die alten Schriften recht behalten: Die Götter wollten nicht, daß Menschen zwischen den Städten reisten.

Er wischte den Gedanken ärgerlich beiseite und blickte sich um. Die Lichter der Garde waren noch nicht wieder aufgetaucht. Noch hatten sie eine Chance. Er brauchte einen Plan, ganz dringend ...

„Wulf, hast du dich jemals gefragt, was wir machen, wenn es diese andere Stadt gar nicht gibt?“

Ihre Frage brachte ihn durcheinander, machte ihn wütend. „Das ist jetzt wirklich nicht der richtige Zeitpunkt ...“

Er brach ab, als er den Schrei hörte.

Ein langegezogenes Wehklagen aus weiter Ferne. Es erinnerte an das Jammern einer Frau, doch dazu war es viel zu laut. Wulf lief es kalt den Rücken herunter; es war nicht das erste Mal, daß sie diesen Schrei hörten, doch bisher hatten sie dabei immer im Schein des schützenden Feuers gesessen.

Auch Hyld wurde unruhig. „Wulf, ich habe Angst ...“

„Ich habe dir geschworen, dich zu beschützen, und das werde ich einhalten! Sie werden uns nicht kriegen! Weder die Garde, noch die Flugteufel“ Er holte den Leuchstab aus dem Sack und gab Hyld das Schwert.

„Halte das!“

Sie nahm die Waffe in die Hand und fragte, was sie denn damit solle. Wulf indes schleuderte den Sack in ein Gebüsch.

„Was tust du?“ fragte sie ungläubig.

„Er ist zu schwer. Ich muß ihn zurücklassen. Hoffentlich findet die Garde ihn nicht.“

„Aber ...?“

„Die Reise wird ab jetzt sehr viel unbequemer werden, aber wir werden entkommen!“

Wulf packte Hyld und hob sie auf seine Schultern.

„Ich will kein Wort hören“, brummte er, dann stapfte er los.

„Das ist verrückt“, meinte sie, „ich bin viel zu schwer!“

„Rede nicht so laut, du lockst die Flugteufel an!“ keuchte er. Doch er merkte bereits nach wenigen Schritten, daß sie recht hatte. Auch seine von Arbeit gestählten Muskeln würden sie für längstens eine Stunde tragen. Er zögerte das Unvermeidliche nur hinaus.

Es lockte der Gedanke, Hyld abzusetzen und zurückzulassen. Die Garde würde die Tochter des Präfekten unbeschadet wieder nach Hause bringen. Er hingegen würde entkommen und leben.

Doch das konnte er jetzt nicht mehr nicht tun. Nicht zu dieser Stunde. Lange, bevor die Garde Hyld fände, würde sie das Opfer der Bestien des Waldes werden. Jener Bestien, deren klagende Rufe immer näher kamen, als wüßten sie genau, wo sie ihre Beute zu suchen hatten.

Natürlich gab es noch eine zweite Möglichkeit, noch dazu eine sehr ehrenvolle: Stehenbleiben und Hyld vor den Ungeheuern beschützen, bis die Garde sie beide einholte. Natürlich würde man ihn töten, doch die Götter liebten Helden, tragische ganz besonders.

Wulf vermochte sich weder gegen Hylds Leben zu entscheiden, noch gegen sein eigenes, und so ging er einfach weiter und weiter, während seine Gedanken ohne Unterlaß nach einem Ausweg suchten, der kein Opfer verlangte.

Irgendwann stellte er fest, daß er schon seit Minuten keine Rufe mehr gehört hatte. Es war fast völlig still geworden im Wald, er selbst verursachte den meisten Lärm: Sein Atem; das Rascheln des Laubs, das er beim Gehen beiseite stieß; die unter seinen Schritten zerbrechenden kleinen Äste ... Hätte er nicht Hylds Gewicht gespürt, und nicht ihre Schenkel gehalten, wäre die Illusion der Einsamkeit perfekt gewesen.

Noch immer hatte er die Kraft, einen Fuß vor den anderen zu setzen ...

Schließlich wurde er auf ein neues Geräusch aufmerksam: Es war wie ein Dutzend Tücher, die ausgeschüttelt wurden, und nachdem Wulf es einmal gehört hatte, wurde es rasch lauter.

Als es am lautesten war, kam heftiger Wind auf. Wulf vermochte dies alles nicht zu deuten; er hielt es für das Beste, nicht stehenzubleiben.

Dann begann Hyld zu schreien. So fürchterlich, wie jemand, dem die Haut bei lebendigem Leibe abgezogen wird. Sie ließ das Schwert fallen, das um Haarsbreite Wulfs Fuß verfehlte und mit einem dumpfen Geräusch auf dem Waldboden aufschlug.

Zugleich wurde Hyld mit einem Mal ganz leicht; und bevor Wulf begriff, was das alles zu bedeuten hatte, saß sie nicht mehr auf seinen Schultern. Sie schrie immer noch, während er ihre zappelnden Beine vor sich sah, welche himmelwärts schwebten.

Zwei geflügelte Gestalten – nicht mehr als schwarze Scherenschnitte vor der Sternenpracht – zogen Hyld empor. Das seltsame Tuchgeräusch und der Wind entstammten dem raschen Schlagen ihrer Schwingen; schneller, als ein menschliches Auge der Bewegung folgen konnte.

„Hyld!“ schrie Wulf aus Leibeskräften. Angst, Wut und Verzweiflung kämpften in ihm um die Vorherrschaft, und er bückte sich nach dem Schwert. Er fand es sofort, doch bis er es genommen und sich wieder aufgerichtet hatte, waren die Schatten mit Hyld in der Dunkelheit verschwunden.

Er brüllte noch einmal ihren Namen, dann begann er am ganzen Leib zu zittern. Hylds Verlust drohte ihn zu überwältigen. Sie kannten sich von Kindesbeinen an, ihr Schicksal war untrennbar miteinander verbunden.

Aber noch war sie nicht tot, er mußte sie suchen.

Nur – in welche Richtung sollte er losziehen?

Immer noch hörte er das Flügelgeräusch, und – bei allen Göttern! – es war wieder lauter geworden! Und es schien von allen Seiten zu kommen.

Sie hatten ihn eingekreist.

Im Wettstreit der Gefühle setzte sich nun die Angst an die Spitze, und mit einem Male hatte der Gedanke an das Sterben nichts Edles mehr an sich.

Unmittelbar neben sich hörte Wulf rasselnden Atem wie von einem Lungenkranken. Er sah das Aufblitzen

eines gelben Augenpaares im Mondlicht und schlug sofort mit seinem Schwert in diese Richtung, wild und ungezielt. Er spürte, daß er etwas traf, und schrilles, widerlich anzuhörendes Kreischen begleitete seine Hiebe. Wulf hoffte, daß es Schmerzensschreie waren.

Die Augen verschwanden, die Angst nicht.

Zwischen den eigenen lauten Atemstößen hörte er Jammern und Wehklagen aus allen Richtungen und seine Nackenhaare stellten sich auf. Er erblickte Dutzende von Schatten, die sich näherten, und wußte nicht, in welche Richtung er sich wenden sollte. Er fühlte unvermittelt Wärme in seiner Hose; sie lief an seinen Schenkeln hinab, bis zu den Schuhen.

Die Angst trat hinter Scham zurück, und Wulf wurde bewußt, daß er alles falsch machte. Er mußte sich wieder daran erinnern, wer er war, und daß er ein Scharfschwert der Garde in der Hand hielt. Gestohlen für genau diesen Augenblick ...

Er wirbelte mit ausgestreckter Klinge herum, zerteilte zunächst nur Luft, dann erfaßte ihn Tollkühnheit und er sprang auf einen der Schatten zu. Sein von oben nach unten geführter Streich traf auf Widerstand, begleitet von einem schmatzenden Geräusch.

Etwas streifte seinen Rücken, faßte ihn an der Schulter.

In einer einzigen, über lange Jahre geübten Bewegung zog er sein Schwert aus der weichen Masse, in der es steckte, und fuhr herum. Die Klinge zerteilte etwas in Hüfthöhe, lautes Kreischen war die Antwort.

Dann folgte wieder lautes Flügelschlagen; Wulf hörte mehr als daß er sah, wie die Schatten sich zurückzogen. Sein Schwert traf keinen Gegner mehr, er blieb allein in der Dunkelheit zurück.

Diesmal kehrten die Schatten nicht sofort wieder, und Wulf beschloß, den Leuchtstab zu benutzen. Er wollte keine Sekunde länger in der Dunkelheit verbringen. Er schlotterte am ganzen Körper, war kaum imstande, die kleine Kurbel zu betätigen, die am Leuchtstab angebracht war.

Fahlgelbes Licht erhellte nachträglich das Schlachtfeld. Wulf zuckte zusammen, als er drei Körper auf dem blutdurchtränkten Boden liegen sah. Drei tote, verstümmelte Körper, die an Menschen erinnerten, aber keine waren.

Er hatte noch nie zuvor leibhaftige Flugteufel gesehen, aber sie sahen genau so aus, wie seine Großmutter sie ihm als Kind beschrieben hatte: Kleine, unglaublich dürre Gestalten, deren Rippen man zählen konnte, und deren Hüftknochen jeden Augenblick die Haut zu durchspießen drohten. Doch am grausigsten waren die nasen- und lidlosen Gesichter mit den eingefallenen Wangen und den gelben Augen.

Zusätzlich zu den zwei Armen und Beinen eines Menschen wuchsen zwei mächtige Schwingen aus den Schulterblättern. Sie waren so dünn, daß sie beinahe durchsichtig wirkten, doch Wulf hatte gespürt, welchen Wind sie zu erzeugen vermochten.

Einem der Wesen hatte er offenbar in einem Zug den Kopf und einen Arm abgeschlagen, einem anderen den Oberkörper gespalten und dem dritten eine klaf-

fende Bauchwunde beigebracht. Dieses dritte bewegte sich noch schwach, wirkte wie ein Schlafender mit unruhigen Träumen. Angeekelt trennte Wulf ihm den Schädel vom Rumpf.

Mit dem Alleinsein kam auch die Ernüchterung. Er hatte die Gefährtin seines Lebens verloren. Und wenn er noch so viele Flugteufel tötete oder in die Flucht schlug, er war kein Sieger.

Sein Blick heftete sich an einen der Sterne am Himmel. Er hatte die Götter herausgefordert, und sie hatten ihre Macht gezeigt.

Er fiel auf die Knie und begann zu weinen. Hätte ihn die Garde in diesem Moment gefunden, wäre es ihm egal gewesen. Er war sich völlig sicher, daß der Schmerz seiner Seele ihn töten würde. – Ihn töten *müsse*.

Durch den Schleier seiner Tränen hörte er immer noch Hyld um ihr Leben schreien, und sie rief seinen Namen. Wulf hielt sich die Ohren zu und verfluchte die Grausamkeit der Götter.

Doch dann wurde ihm klar, daß ihre Rufe keine Einbildung waren.

Sie war noch hier, ganz in der Nähe!

Die Götter gewährten ihm einen zweiten Versuch? Er durfte sie nicht enttäuschen! Mit grimmiger Entschlossenheit hob er Schwert und Leuchtstab von der Erde und lief in die Richtung, aus welcher die Stimme seiner Gefährtin gekommen war.

Wulf fand Hyld auf dem Bauch liegend, zu Füßen eines Baumes. Ihr blaues Kleid war völlig zerfetzt und sie bewegte sich nicht. Sein Magen begann sich bei diesem Anblick bereits zusammenzuziehen, doch als er sie auf den Rücken drehte, sah er, daß sie noch atmete.

Wenn irgendjemand Wulf einmal erzählt hätte, man könne vor Glück ohnmächtig werden, hätte er ihn ausgelacht. Doch so wie er sich in jenem Augenblick fühlte, fehlte nicht viel dazu. Er schloß Hyld in die Arme und drückte sie an sich.

Sie schlug die Augen auf, und als er ihr wieder ins Gesicht sah, lächelte sie ihn an.

„Den Göttern sei Dank“, sagte er mit bebender Stimme. „Ich bin vor Sorge um dich schon in den halben Tod gegangen.“

Irgendetwas an ihrem Blick stimmte nicht, doch er konnte sich nicht erklären, was genau. Anstelle einer Antwort strich sie ihm zärtlich über den Kopf, und dann küßte sie ihn. In diesem Kuß lag soviel ungewohnte und heiße Leidenschaft, daß er ihm die Sinne raubte. Er rammte sein Schwert neben sich in den Waldboden, nahm sie in den Arm und genoß den Augenblick.

Und mehr als ein Augenblick war es nicht, denn Wulf wußte, daß sie ihre Flucht fortsetzen mußten.

„Was macht dein Bein?“ fragte er und sah sich den Knöchel an. Zu seiner Verwirrung fand er keine Anzeichen einer Verletzung. Hyld kicherte sogar leise, als seine Finger ihr Gelenk abtasteten, anstatt wehleidig

zu werden.

„Hyld, kannst du wieder laufen? Die Garde wird uns gleich einholen, und die Flugteufel kommen auch vielleicht wieder.“

Sie seufzte, machte jedoch keine Anstalten, aufzustehen, oder etwas zu erwidern. Da waren zwei Flecken auf ihrer Stirn, knapp unter dem Haaransatz. Oder waren es Beulen?

„Hyld, sag doch was!“ Wulf wurde nervös. „Wenn du nicht laufen kannst, werde ich dich wieder tragen. Wenn es sein muß, dann ...“

„Da hinten ist ein Licht!“ erklang plötzlich eine Stimme aus weiter Ferne. „Wir haben sie!“ antwortete eine andere Stimme.

Wulf drehte sich um. Ungläubig blickte er auf die Lichterkette in dreihundert Schritt Entfernung.

Die Garde hatte sie entdeckt!

Wulf schickte eine Reihe wüster Flüche zu den Sternen und sprang auf. Dann half er auch Hyld auf die Beine. Mit der freien Hand griff er sich das Schwert und zog es aus dem Boden.

Hyld wich einige Schritte zurück. Ihr Fuß schien wieder gesund zu sein, wofür Wulf den Göttern dankte. Doch was bedeutete dieser angstvolle Ausdruck in ihrem Gesicht, während sie das Schwert anstarrte?

„Hyld?“ Er tat einen Schritt auf sie zu.

Sie wimmerte auf und hielt einen Arm schützend vors Gesicht.

„Hyld! Bist du verrückt? Wir ...“

Wulf sprach den Satz nicht zu Ende. Er hatte die Antwort auf seine Frage bereits vorweggenommen. Seine Gefährtin mochte die Flugteufelattacke körperlich unbeschadet überlebt haben, aber ...

„Hyld, ich flehe dich an, wir müssen laufen!“

Doch als einzige Antwort erhielt er nur ein stummes Lächeln.

„Ich danke Euch, Ihr Götter“, rief er zornig gen Himmel. „Eure Scherze zeugen von einem großen göttlichen Humor. Nur kann ich nicht darüber lachen!“

Er packte Hyld an der Hand und gemeinsam liefen sie einige Schritte. Dann blieb sie mit einem Mal einfach stehen.

„Nicht stehenbleiben, nein!“, flehte Wulf. „Bitte! Etwas muß doch noch von deinem Verstand übrig sein!“

Hyld faßte seine Hände und küßte ihn auf den Mund. Wulf versuchte, sich loszureißen, doch seine Kräfte schienen vollkommen verbraucht zu sein. Zugleich weckte der Kuß brennendes Verlangen in ihm; Verlangen nach Hylds Körper und ihren Berührungen.

Doch das war gegen jede Vernunft, die Garde hatte sich inzwischen auf zweihundert Schritt genähert. Wulf konnte bereits einzelne Männer erkennen, und zweifellos erkannten sie ihn auch.

„Nein, nicht jetzt! Hyld, wir müssen weiter, wir müssen ... Hyld, laß mich bitte los!“

Doch sie verstärkte sogar noch ihren Griff, mit dem sie seine Handgelenke hielt, bis über die Schmerz-

grenze. Im ersten Augenblick wunderte er sich lediglich, woher sie soviel Kraft nahm, dann wurde der Schmerz so stark, daß er aufschrie und das Schwert fallen ließ.

Plötzlich kam ihm eine Erkenntnis, die an Entsetzlichkeit alles bislang Erlebte überschattete: Sie hielt ihn fest, bis die Garde eintraf!

Aber das würde ja bedeuten, daß sie ihn verraten hatte...?

Er konnte hierüber nicht weiter nachdenken, denn wieder küßte sie ihn. Es schien Wulf, als wolle sie das Leben aus ihm herausaugen. Aber auch dieser Kuß ließ ihn die Welt vergessen, und er merkte kaum, wie sich Hylds Finger immer tiefer in sein Fleisch bohrten, und Blut aus seinen Handgelenken zu tropfen begann. Er kam erst wieder zu sich, als er hinter sich wieder das vertraute Geräusch schlagender Flügel hörte. Er spürte, wie ein Flugteufel hinter ihm landete. Gleich darauf legte sich ein dürrer, knochiger Arm um seinen Oberkörper wie eine eiserne Schelle. Die zweite Hand umgriff seine Kiefer, verschloß seinen Mund und zog mit ungeheurer Gewalt seinen Kopf zur Seite. Er schrie ein langgezogenes, verzweifertes „Nein!“, doch gedämpft durch die Finger des Flugteufels war es weder verständlich noch nennenswert laut.

Hyld lächelte immer noch, als sie seine Hose herunterzog und seine entblößte, pralle Männlichkeit in die Hand nahm, doch dieses Lächeln wirkte inzwischen sonderbar; vollkommen verkehrt.

Nein, er verstand nicht, was gespielt wurde. Er wußte nur, daß die Todesangst den Punkt erreicht hatte, an dem sie in kalte Ruhe überging.

Als sich scharfe Zähne in sein Schlüsselbein gruben, hörte er den Knochen leise knacken. Der Schmerz schien in seinem Ausmaß keinen Platz in der Schulter zu finden, schoß nach unten in den Brustkorb und nach oben bis in den Nacken. Wulfs Schrei versickerte in der Hand auf seinem Gesicht. Aus der Wunde sprudelte es rot und warm. Ein nasses Schlürfen an seinem Ohr ...

Plötzlich verzerrte Hyld das Gesicht zu einer maskenhaften Fratze, und zu Wulfs Überraschung begann sie, den Flugteufel hinter ihm anzuzischen und dessen Kopf wegzudrücken. Sie griff nach den knochigen Armen und zerrte an ihnen, bis sich die Umklammerung lockerte.

Wulf fiel zu Boden. Jetzt hätte er schreien können, doch er verspürte keinen Wunsch mehr, es zu tun. Träge beobachtete er, wie Hyld mit dem Flugteufel rang. Keiner von beiden gebrauchte menschliche Sprache, und doch war völlig klar, daß sie um ihn, Wulf, stritten.

Und während er spürte, wie das Leben aus seiner Schulter floß, mußte er sich eingestehen, daß der Humor der Götter noch viel tiefsinniger war, als er es sich je vorzustellen gewagt hätte. Gegen seinen Willen mußte er lächeln.

Dann traf die Garde ein.

*Vielleicht ist der tiefere Sinn mancher Monstergeschichten der,
daß wir erst durch das Unmenschliche
wirklich begreifen,
was Menschlichkeit ist.*

Drittes Buch: Dämonentränen

1

11. März 1987

Als Mona die Augen aufschlug, nahm sie die letzten Sekunden ihres Alptraums mit in die Realität, schnappte verzweifelt nach Luft und entließ dabei ein jammervolles Stöhnen.

Während die Bilder von blankem Metall, Blut und zerstückelten Körpern bereits im Tageslicht zu verblassen begannen, starrte sie auf ihre Hände und zählte ihre Finger. Obgleich keinerlei Verletzung zu erkennen war, konnte sie nicht damit aufhören, bevor sie bei Zehn angelangt war. Dann erst ließ sie sich erleichtert auf ihr Kissen zurückfallen.

Der Platz neben ihr war kalt. Franks Schicht in der Fabrik begann um sieben; er mußte gegangen sein, als es noch dunkel gewesen war.

Die kleine schwarze Digitaluhr auf dem Nachttisch zeigte elf Uhr fünfzig. Mona unterdrückte ein Gähnen und versuchte zu berechnen, wie lange sie geschlafen hatte. Sie kam auf knapp vierzehn Stunden; das war viel zu wenig; aber wenn jetzt die Augen schloß, würde sich vielleicht der abscheuliche Traum fortsetzen.

Es wäre nicht zum ersten Mal gewesen.

Sie schlurfte in die Küche. Frank hatte einen Zettel auf der Kühlschranktür hinterlassen:

**KOMME HEUTE ETWAS SPÄTER NACH HAUSE.
HELFE REZA BEIM UMZUG.**

Dreimal las sie den Text. Auch wenn sie inzwischen sehr gut lesen konnte, so waren Schrift und Sprache dennoch ein faszinierendes Mysterium geblieben. So viele Bilder und Gedanken paßten in so wenige und einfache Zeichen ...

Mona füllte ein Glas mit Leitungswasser, trank es in einem Zug und ging ins Badezimmer, um zu duschen. Sie nahm sich jedesmal vor, nicht in den großen Spiegel über dem Waschbecken zu sehen, doch genauso gut hätte sie sich vornehmen können, nicht zu atmen. Gespannt fixierte sie die blasse, rothaarige Frau mit den grünen Augen und den Sommersprossen und lauerte darauf, daß diese einen Fehler machte.

Sie wußte, daß es kindisch war. Spiegel waren nichts als Licht reflektierende Flächen. Doch sie vermochte sich der Illusion nicht zu entziehen, in eine andere Welt zu blicken, die genau so real war wie die, in der sie stand.

Wenn es irgendwie möglich wäre, daß etwas *nur in der einen Welt* geschähe, würde der Bann brechen und das eigene Spiegelbild, das ihr stets im Weg stand, würde

sie vorbeilassen. Es müßte keine große Sache sein. Wenn sie nur um den Bruchteil einer Sekunde schneller die Hand heben könnte ... Oder eine Grimasse ziehen, wenn die andere Mona gerade nicht daran dachte ...

Sie versuchte es an diesem Tag nur wenige Minuten lang, dann überkam sie einer jener Zitterkrämpfe mit Herzklopfen, deren Häufigkeit in letzter Zeit wieder zunahm. Daß auch ihr Spiegelbild zitterte, war kein Trost. Es zeigte nur, daß es genau so einsam und verloren war wie sie selbst.

Der warme Regen aus dem Duschkopf linderte die Schmerzen der Seele auf ein beinahe erträgliches Maß, und der Hunger begann, alle Aufmerksamkeit für sich einzufordern.

Naß und unbekleidet kehrte Mona zur Küche zurück. Sie hatte gelernt, die meisten ihrer Gefühle zu kontrollieren, der Hunger gehörte nicht dazu. Zu ihrer Beunruhigung war der Kühlschrank fast leer, und sie erinnerte sich plötzlich, daß sie in den letzten Tagen mit dem Einkaufen dran gewesen war.

Ärger stieg in ihr auf. Frank hätte sie ruhig daran erinnern können, er wußte doch, wie vergeßlich sie war! Sie las noch einige Male Franks Zettel, bevor sie ihn abriß, zerknüllte und in den Abfalleimer warf.

Dann wurde ihr bewußt, daß sie wieder einmal dabei war, ihre Schuld jemandem anders geben zu wollen. – Der Hunger war nicht ganz unschuldig an solchen Gedanken; sie mußte ihn dringend stillen.

Im Kühlschrank war nur noch ein Viererpack Fruchtjoghurt, ansonsten bot die Küche eine Konserve mit Erbsen, eine mit Ravioli und eine Packung Salzstangen. Alles Teufelszeug, das sie stundenlang an die Toilette fesselte.

Allerdings war da auch noch eine halbe Tafel Schokolade. Der konnte sie nicht widerstehen.

Während sie ihre süße Beute am Küchentisch in kleinste Rechtecke brach und sich damit dann den Mund ausstopfte, konzentrierte sie sich auf die Kühle ihrer langsam trocknenden Haut. Sie liebte dieses Gefühl, ebenso wie jeden Lufthauch, der sie streifte, wenn sie unbekleidet umherlief.

Leider mußte sie sich nun anziehen und für die nächsten Stunden das Scheuern von Kleidung auf ihrer Haut ertragen; es ging hinaus in die Welt der Menschen.

Sie hatte in all den Jahren immer noch nicht gelernt, sich wie eine von ihnen zu fühlen und haßte sich dafür. Sie waren gut zu ihr gewesen, hatten alle ihre ... Fehler verziehen und sie schließlich als eine der ihren akzeptiert – warum konnte sie dieses Geschenk nicht einfach leben?

Frank hat recht, dachte Mona, ich grübele zu viel.

Auf der Straße lag frischer Schnee, das Thermometer über dem Eingang zur Stadtparkasse zeigte minus 2 Grad. Die rothaarige Frau mit der Sonnenbrille im T-Shirt und dem karierten Mini zog alle Blicke auf sich.

Mona machte es nichts aus, angestarrt zu werden; an den besseren Tagen genoß sie es sogar. Sie wußte, daß auch das nicht richtig war, aber es war im Gegensatz zu all den anderen ... *Dingen* tolerabel.

„Grüß’ Sie, Frau Offenbach!“ rief der Fleischer, als sie sein Geschäft betrat. Sein stets krebsrotes Vollmondgesicht strahlte, und der angenehm-vertraute Duft von Blut stieg ihr in die Nase. Sie mußte sich zurückhalten, nicht die Theke zu überspringen und sich wahllos vollzstopfen.

„Guten Morgen“, gab Mona leise zurück. Sie sucht in ihren Erinnerungen nach dem Namen des Mannes. Es war irgendetwas mit Dill.

Salz-Dill-Gurken ...

„Das Übliche?“ fragte der Fleischer.

„Ich weiß noch nicht.“ Monas Blick überflog die Auslagen. „Etwas Abwechslung wäre vielleicht ...“

Ihr Blick blieb an den behaarten Armen des Mannes hängen. Haare waren unappetitlich. Doch man konnte sie rasieren. Und dann hatte man wunderschöne, glatte, weiche Haut. Und darunter ...

Sie schüttelte den Kopf und schluckte den Speichel, der sich im Mund angesammelt hatte, herunter.

„Ich habe Sie nicht ganz verstanden“, meinte der Vollmond freundlich.

Mona vermied es, ihm ins Gesicht zu blicken. „Nicht so wichtig“, sagte sie hastig. „Vergessen Sie das mit der Abwechslung, ich hab’s eilig.“

„Ja, das merkt man.“ Der Mann lächelte gütig, verschwand durch eine Tür hinter sich und kehrte Sekunden später mit einer halbtransparenten Plastikdose zurück, in der etwas Dunkles schwappte.

Der Fleischer bemerkte Monas durchdringenden Blick. „Ist ein bißchen mehr Saft dabei, diesmal. Sie haben letztes Mal ja gesagt, je mehr desto besser.“

Mona fühlte etwas Feuchtes an ihrem Kinn. Sie faßte in einen Speichelfaden und wäre am liebsten vor Scham aus dem Geschäft gerannt. Seit über drei Wochen war ihr das nicht mehr passiert.

„Hier!“ Der Metzger reichte ihr ein strahlend weißes Papiertuch, mit dem sie sich den Mund abwischte.

„Danke ...“ Flüchtig blickte Mona dem Mann ins Gesicht, doch sie fand nichts als fleischige Freundlichkeit. Der Speichelfluß wurde jetzt spürbar stärker, wütend preßte sie das Papier gegen ihre Unterlippe, bis es schmerzte.

„Zahnarzt“, murmelte sie, „hab ich immer nach der Betäubungsspritze.“

„Oh Gott, hören Sie bloß auf mit Zahnarzt!“, rief der Fleischer, während er Zahlen in seine Kasse tippte.

„Da muß ich am Donnerstag hin. Wurzelkanal-Dingens. Hatte mein Schwager auch, der lag dann ...“

„Bitte, ich möchte zahlen!“ unterbrach Mona seinen Redefluß. „Wieviel?“

Der Fleischer blieb freundlich. „Steht doch da: Zwölf Zwanzig.“

Monas Hände zitterten bereits vor Aufregung. Während sie im Portemonnaie nach den passenden Geldstücken fingerte, fielen zwei zu Boden. Entnervt gab sie einen Zwanziger und überließ das Abzählen

ihrem Gegenüber, während sie sich niederkniete, um die heruntergefallenen Münzen einzusammeln.

Als sie endlich „Wiedersehen“ sagen konnte, griff sie sich die Plastikdose mit beiden Händen und lief mit ihr wie mit einem Schatz zum Ausgang.

„He, Ihre Brieftasche!“ rief der Fleischer ihr hinterher.

Mona rang kurz mit sich, bevor sie noch einmal an die Theke zurückkehrte und die Geldbörse an sich nahm.

Der Mann lächelte immer noch. Dabei legte er den Kopf schief. „Manchmal glaube ich, Sie machen das absichtlich! So vergeblich kann man doch gar nicht sein!“

Mona zwang sich zu einer Erwiderung des Lächelns, das vollkommen mißlang. Insbesondere, da es inzwischen zu beiden Seiten ihrer Mundwinkel tropfte.

Der Fleischer hörte erst zu lächeln auf, als sie den Laden verlassen hatte. Dann jedoch stieß er einen tiefen Seufzer aus und schüttelte den Kopf.

Die Straße war voller Menschen, und einige blickten verständnislos, doch das kümmerte Mona nicht im Geringsten. Sie öffnete die Dose an einer Ecke und kippte sich die rote Flüssigkeit in den Mund. Einige Tropfen fanden dabei ihren Weg über Kinn und Hals auf das T-Shirt, hinterließen schwarze Flecken auf dem dunkelgrünen Gewebe.

Nachdem sie die Dose leergetrunken hatte, verblieb nur noch der feste Anteil ihres Einkaufes darin, und um den kümmerte sie sich in der relativen Abgeschiedenheit eines Hinterhofes.

Es war ein schönes, schweres Rinderfilet. Mit langsamen, beinahe zärtlich wirkenden Bewegungen, begann Mona das Restblut herauszukneten, bevor sie ihre Zähne in das rotbraune, weiche Fleisch schlug, als sei es noch lebendig und müsse erst erlegt werden.

Innerhalb von nur vier Bissen war der eiskalte Brocken verschlungen. Mona liebte es, große Stücke hinunterzuschlucken und zu spüren, wie sie langsam die Speiseröhre hinabwanderten und diese dabei dehnten.

In Franks Beisein konnte sie sich nicht dermaßen gehen lassen. Vielleicht hätte er es toleriert, wie so vieles andere, aber Mona wußte, daß er sich in solchen Momenten vor ihr ekelte, und das wollte sie nicht. Er war ihr bereits genug entgegengekommen, hatte sie akzeptiert, wie sie war, und liebte sie.

Es gab immer noch zahllose kleine Lügen in ihrem Leben, aber die gingen schon in Ordnung. Wem hätte die Wahrheit schließlich geholfen? Wen glücklicher gemacht? Im Gegenteil, Mona hoffte inständig, daß wenn Frank seinerseits irgendwelche dunklen Geheimnisse vor ihr hatte, er sie ihr nie erzählen würde. Er durfte sie gerne mit anderen Frauen betrügen oder nachts im Keller kleine Kinder essen – solange sie davon nur nichts mitbekam.